

SAMMLUNG IN DER ZERSTREUUNG

Liturgie der Diaspora

I.

Es gab eine noch nicht allzuweit zurückliegende Zeit, da war die katholische Diaspora im protestantischen Deutschland und wahrscheinlich auch in anderen Gebieten Europas stolz auf ihre „Frontmanieren“. Je schlichter und formloser ein Gottesdienst gehalten wurde, desto inniger sollte er sein. Vielleicht spielte hier ein der Unkenntnis entspringender Minderwertigkeitskomplex dem protestantischen Gemeindeleben gegenüber die entscheidende Rolle. Hier schien alles viel erfüllter und zu Herzen gehender als in der kahlen lateinischen Formen- und Formelwelt des römischen Katholizismus. Das liberale Denken des vorigen Jahrhunderts, dem das persönliche Erlebnis, das Angesprochen- und Erschüttertsein, die Erbauung des einzelnen als Hauptziel des Gottesdienstes erschien, der eigentlich nur stimmungsmäßig die „große Predigt“ zu umrahmen hatte, hat seinen Teil zu dieser Fehlhaltung beigetragen. Je protestantischer und gefühlvoller, je „deutscher“ und inniger ein Gottesdienst war, desto wesentlicher schien er vielen Gläubigen der Diaspora. Die liturgischen Hochformen wurden als zeitfremd mit ehrfurchtsvoller Distanz betrachtet, wo man ihnen in reiner Blüte, wie etwa in den Benediktinerklöstern, begegnete, wo ihnen barocke Volksfrömmigkeit südländischer oder slawischer Herkunft beigemischt war, wurden sie mehr oder weniger offen belächelt.

II.

Heute ist das ganz, ganz anders geworden. Die Ursachen für diese Gestaltwandlung der liturgischen Diasporafrömmigkeit liegen tief. Die politischen Ereignisse der Hitlerjahre und vor allem der Nachkriegszeit haben die deutsche Diaspora mit einer Gegenkraft konfrontiert, vor deren Wucht die Spannung und heimliche Konkurrenz mit den protestantischen Christenbrüdern herabgemindert erscheint. Zudem ist gerade die innerste Herzkammer des Protestantismus heute im Begriff, sich mit liturgischem Blutstrom zu füllen und ihn langsam in die entferntesten Adern dieses weitverzweigten Körpers auszusenden. Gerade dort, wo das protestantische Denken am ernstesten und zugleich am schöpferisch-lebendigsten begriffen wird, ist die Abkehr vom liberalen Erbauungsgottesdienst, von der rhetorisch brillierenden Moralpredigt am entschiedensten erfolgt. Wir wissen heute mehrere Fälle von protestantischen Priestergemeinschaften, die bei ihren periodischen Zusammenkünften ein allerdings landessprachliches Stundengebet halten, das sogar eine spätabendliche oder frühmorgendliche Matutin umfaßt. Das gregorianische Respondieren beim Hauptgottesdienst ist eine allgemeine Gepflogenheit geworden und mehr und mehr tritt der Mahl-Charakter, der Hauptgottesdienst, in das Blickfeld der praktizierenden Gemeinde. So ist also dieser unausgesprochene Gegenpol ohnedies und auf Grund einer inneren Eigenentwicklung heute im Schwinden begriffen. Aber etwas noch Entscheidenderes ist hinzugetreten. Die lebensgefährliche Bedrohung der christlichen Substanz durch den bolschewistischen Totalstaat, über deren einzelne Formen von der raffiniertesten

Aushöhlung bis zur rohen Gewalt hier nicht ausführlich behandelt werden soll, zwingt die gesamte Christenheit der Diaspora zu einer viel elementareren Selbstbesinnung als früher. Dem zuweilen etwas anmaßenden, für gewöhnlich aber durchaus umgänglichen protestantischen Staatskirchentum von Preußens Gnaden ist heute ein Heidentum gefolgt, das nicht nur gleichgültig und stumpf, sondern in seinen maßgebenden Vertretern trotz aller heuchlerischen Maske offen kirchenfeindlich, christusfeindlich, gottfeindlich ist. Und in diesen entscheidenden Jahren, deren Ernst und Schwere sich zur Zeit von Tag zu Tag steigert, mußte das zum Teil sehr reichliche Gepäck streng gesichtet werden. Und hier zeigte es sich, daß zu dem unaufgebarsten und vielleicht entscheidendsten Gut das liturgische Bewußtsein gehörte. Die offene Predigtverkündung ist heute mit hundert sichtbaren und noch mehr unsichtbaren Knebeln gehemmt, die ausstrahlende, öffentliche Caritas nahezu lahmgelegt, das Vereinsleben gestört, zu den Andachten der Volksfrömmigkeit, die ja dringend des landschaftlichen Gewachsenseins bedürfen, fehlt die einheitliche Gemeinde. Flüchtlinge und Vertriebene aus Schlesien, Böhmen, Ungarn, Ostpreußen und Siebenbürgen sind so starke Individualitäten, daß man kaum einen einheitlichen Volksstil in den durcheinander gewürfelten Gemeinden finden kann. Die „tote“ Liturgie ist so zum nächststen Lebensquell geworden. Ja, man kann behaupten, daß das spontane Gemeindeleben geradezu von selbst Ausdruck in liturgischen Bahnen sucht, sich solche schafft, wenn sie nicht vorhanden sind. Die Gemeinden der Zerstreuung (Diaspora) können nur in der Sammlung bestehen. Sie verlangen nach fester, geprägter Form. Privater Andachtsüberschwang würde in der Mehrzahl der Fälle von den anbrandenden Wogen überspült. Einige hervorleuchtende Beispiele mögen das beweisen.

III.

Das alte deutsche Dresden gehört zu den zerstörtesten Städten Deutschlands. Fünfzehn Quadratkilometer Schutt bedecken seine fast ganz vernichtete Innenstadt. Der graziös-würdige Rokokobau seiner Hofkirche ist dem Luftangriff der grausigen Karnevalsnacht vom 13. Februar 1945 fast ganz zum Opfer gefallen. Fünfundvierzigtausend Menschen sind, amtlichen Schätzungen nach, in wenigen Stunden vor den Herrn gerufen worden. Tag und Nacht rauchten die Scheiterhaufen mit Leichenteilen namenloser Bürger und Flüchtlinge. Spontan und ohne kirchliche Anordnung erwuchs aus diesem Erlebnis eine Feier gewachsener Liturgie. Alljährlich am Karnevalsabend versammelt sich um 22 Uhr die Junge und Alte Gemeinde zum feierlichen Requiem für alle Toten der Schreckensnacht. Beim Klang der Mitternachtsglocke zieht eine Prozession von Klerikern und Laien zum zerstörten Hauptaltar des Domes, über dessen Hauptschiff der verhangene Winterhimmel gebreitet ist. Vorsänger und Schola singen im uralten Tonus die Lamentationen des Jeremias. Vor dem zerstörten Altar erklingt das erschütternde „Wie ist die Stadt so wüste, die einst Herrin war der Völker“. Durch den zerstörten Kreuzgang zieht die nächtliche Schar, während von draußen das Johlen der verspäteten Faschingsbummler hineinklingt. Betrachtung und Gebet dauern ununterbrochen, selbst bei strengster Winterkälte bis zum Morgengrauen. Liturgische Aschermittwochmesse beschließt die achtstündige Vigil. Der nächste

Tag ist nicht nur strenger Fasttag, sondern zudem ein Werktag, an dem alle Teilnehmer pünktlich am Platz sein müssen.

Liturgie, die aus dem Volksbedürfnis erwachsen ist, wird auch am Palmsonntag gefeiert. Hier hat Leipzig eine Form gefunden, bei der Volksgesang und liturgischer Text eine Einheit eingegangen sind, die jedem Menschen ein bewußtes Mitschreiten ermöglicht, ohne von allzu volkstümlichen Bräuchen überwuchert zu werden.

Die Tätigkeit der Oratorianer des hl. Philipp Neri zu Leipzig, die eine Zeitlang zu den umstrittenen Formen der deutschen Vesper führte, hat sich heute wieder wesentlicheren Aufgaben zugewandt. Allwöchentlich wird in ihrer Kirche Laudes und Messe in lateinischer Hochform bei reger Teilnahme einer nicht eben kleinen Gemeinde gefeiert, auch die Auferstehungsmatutin wird seit Jahr und Tag vor Sonnenaufgang des Ostermorgens dortselbst lateinisch gesungen. Von der deutschen Liturgieform, die den Tonus rectus für die Landessprache übernimmt, ist man weitgehend abgekommen. Es war trotz allen guten Willens eben doch ein Zwischending, bei dem keiner recht froh werden konnte. Heute ist es fast wieder so, daß die anspruchsvollste Form der Gloria Dei den von einer kargen und tristen Umwelt des Alltags umgebenen Christen die erstrebenswerteste wird. In ihr erschließen sich die reinsten Kraftquellen für den, der am letzten und reinsten Sein die Stärke zum Bestehen des brüllenden Nichts, das ihn im bolschewistischen Staat umgibt, inbrünstig und durstig sucht.

IV.

Und noch ein Letztes sei in diesem Zusammenhang ausgesagt: Mehr denn je gibt es heute im deutschen Diaspora-Osten wieder Gebetsgemeinschaften. Menschen, die, in heilsgeschichtlich rätselvoller Weise aller anderen Waffen des Schutzes beraubt, auf den Urquell alles Widerstandes, alles Standhaltens zurückgeworfen, zu ihm hingefügt sind. Menschen, die sich allwöchentlich zum Psalmengebet, zu Komplet und Laudes zusammenfinden. Je wesentlicher die Gemeinde, desto strenger und alles persönlichen Gefühlsbeiwurks entkleideter die Gebetsform. Hier ist kein Klima mehr für ästhetischen Spiritualismus, für säuerlichen Pietismus. Hier wird das Benedictus gesprochen, aus demselben Geist, der es die Kirche am Grabe anstimmen läßt.

Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir mitteilen, daß es viele solche Menschen, die eine Insel des Seins im Nichts verkörpern wollen, zu den benediktinischen Klöstern in fast kindlichem Vertrauen zieht. Es scheint, als ob sie, auf einer kurzen Weltreise hungrig und durstig nach geistigem Brot ausschauend, sich bei diesem Orden die reichsten Schätze versprechen. Es scheint, daß die Stunde des Seins die hitzigen Minuten des Handelns abzulösen beginnt.

Die Diasporafrömmigkeit mag ein solches Anzeichen sein. Der Wächter auf dem Turme, der die nächtliche Stunde ansagt, möge es nicht aus dem Auge verlieren!

Friedrich Abendroth